

Luchse weit weg vom Stress der Freiheit

Sommerserie In Kallnach kommen sich Zootiere und Besucher ungewöhnlich nahe. Platz gibt es auf dem Gelände von Johns kleiner Farm wenig. Wie geht der Kleinzoo mit Tierschutzstandards um?

Naomi Jones

Die junge Frau mit den rot gefärbten Haaren steckt den Schlüssel ins Schloss und öffnet das Gehege der Luchse. Ruhig geht Melanie Hirschi hinein. Die angehende Tierpflegerin sagt den Besuchern, wie sie sich zu verhalten haben, denn auch sie dürfen hinein. Die Führung zu den zahmen Luchsen ist ein besonderes Angebot des kleinen Privatzoos in Kallnach.

Gemächlich nähern sich die beiden grossen Kater. Elegant springt einer auf eine Kiste. Nun ist er auf Augenhöhe. Tut er wirklich nichts? Der Luchs schnuppert erst, dann stübt er mit seinem Kopf an die Schulter der Besucherin, zärtlich und ein wenig fordernd. Lässig springt er herunter, streicht der Besucherin um die Beine, lässt sich streicheln. Das Fell ist weich und etwas rau. Der Luchs fühlt sich an wie eine Mischung aus Hund und Katze. Und dann dreht er sich um und markiert. Die Besucherin ist akzeptiert und gehört jetzt zu seinem Revier.

Dass Zoobesucher den Tieren so nahe kommen, ist ungewohnt. Viele Zoos werben mit dem Slogan «Mehr Platz für weniger Tiere», und die Gehege sind oft so gross, dass sich die Tiere darin lange verstecken. In Kallnach sind die Gehege vergleichsweise klein. Die Anlage ist wild und macht einen chaotischen Eindruck. Ist der Zoo ein Fall für den Tierschutz?

«Nein», sagt Samuel Furrer vom Schweizer Tierschutz STS entschieden. Er hat Johns kleine Farm erst letzte Woche besucht, um den Privat zoo im kommenden Zoobesuch zu erwähnen. «Ich habe einen guten Eindruck gehabt», sagt er. Der Zoo nütze den beschränkten Platz optimal aus. Die Gehege seien zwar einfach und selbst gemacht. Doch das sei den Tieren egal. Denn sie hätten genügend Anregung und Beschäftigungsmöglichkeiten. Furrer erwähnt etwa das ausgeklügelte System von Röhren und Gängen im Frettchengehege. Dadurch, dass sich zum Teil mehrere Arten ein Gehege teilen, hätten alle Tiere genügend Platz. «Die Tiere, die ich gesehen habe, haben gut ausgesehen», sagt Furrer. Vor allem aber habe der Betriebsleiter, John-David Bauder, ein gutes Verständnis dafür, was die Tiere brauchen.

Struktur statt Fläche

Dieser steht in der Küche und bereitet das Futter für die Tiere vor: Salat, Gemüse und Früchte stehen in grobe Stücke geschnitten in Kesseln bereit. Kisten mit Bananen und Äpfeln türmen sich neben Säcken mit Körnern für Vögel und Nager sowie Spezialfutter für Wildtiere.

Bauder blickt über den Rand seiner kleinen grünen Brille, die ihn aussehen lässt wie den alten Tüftler aus dem schwedischen Kinderbuch «Pettersson und Findus». Er hat den Zoo vor 22 Jahren gegründet und wehrt sich



Auge in Auge mit dem Luchs: In Johns kleiner Farm ist dies möglich. Fotos: Adrian Moser



John-David Bauder mit den Minipigs Änni und Rösi.

gegen den Vorwurf, die Gehege seien zu klein. «Die Fläche allein macht das Tier nicht glücklich», sagt der 50-Jährige. Viel wichtiger als die Grösse sei die Struktur des Geheges und dass die Tiere sich beschäftigen könnten. «Die haben keinen Begriff von Freiheit.»

Auch das Gitter störe die Tiere nicht. Im Gegenteil, die Zootiere würden das Gehege als ihr Zu-

haus empfinden und hätten viel weniger Stress als freilebende Tiere. Denn sie müssten weder ihr Revier verteidigen noch tagelang Futter suchen. «Oder glauben Sie etwa, die freie Amsel singt zur Freude», fragt Bauder rhetorisch. Der Gesang der Amsel wirke zwar fröhlich, doch eigentlich diene er dazu, das Revier der Amsel zu markieren. Der Gesang ist also Ausdruck von Stress.

Serie

Hiergeblieben Erlebnisse rund um Bern

Der «Bund» besucht diesen Sommer bekannte und weniger bekannte Ausflugsziele im Kanton Bern – und leuchtet aus, welche Geschichten dahinterstecken. Alle Artikel der Serie unter: hiergeblieben.derbund.ch

Johns kleine Farm



Grafik: niz

«Wenn man nach einem Zoobesuch nicht nach Tier riecht, hat man etwas verpasst.»

John-David Bauder
Gründer und Betriebsführer
von Johns kleiner Farm

Stress scheinen die Tiere auf der kleinen Farm tatsächlich nicht zu haben. Im Hof gackern die Hühner. Dazwischen lümmeln die beiden ziemlich grossen Minipigs Änni und Rösi. In der Streichelanlage rupfen zwei Trampeltiere, wie Kamele offiziell heissen, Heu aus der Futterstelle, während ein Lama weiter oben das Gehege überblickt, als wäre es ein König, der seine Län-

In Zahlen

220

Tiere aus 64 Arten leben auf Johns kleiner Farm. Das älteste, die Königspython, ist 40 Jahre alt.

4230

Kilo Futter fressen die Tiere im Monat. Pro Tag: 14 kg Pellets, 13 kg Fleisch, 36 kg Gemüse/Obst, 2 kg Samen/Insekten und 76 kg Heu.

dereien betrachtet. Wenn Bauder durch den Zoo geht, kommen die Tiere hin und begrüßen ihn. Die Stachelschweine kommen aus dem Bau an den Zaun, und die Asiatischen Otter folgen ihm im Gehege. Dabei betteln sie mit kläglichen Schreien um Futter.

Von Hand aufgezogen

Die Tiere sind an Menschen gewöhnt. Etliche waren Haustiere, bevor sie auf die Farm kamen, weil die Halter sie nicht mehr halten konnten. Auch einige der Wildtiere sind zahm wie die beiden Luchse Sputnik und Mojak. Diese kamen in einem anderen Zoo zur Welt und wurden von Hand aufgezogen, weil die Mutter sie nicht säugen konnte. Andere Tiere, etwa die Dachse und einige Füchse, sind Findeltiere, die von Menschen gerettet wurden. Sie lassen sich nicht stören und beäugen die Menschen neugierig. Wird es ihnen zu viel, verziehen sie sich ins Gebüsch.

Allerdings werden auf der Führung auch exotische Tiere wie Echsen, Schlangen oder die grossen Achatschnecken aus ihren Terrarien geholt. Werden sie dadurch nicht instrumentalisiert? «Die kommende Generation braucht mehr Empathie», antwortet Bauder. Und diese könne sie im Kontakt mit den Tieren lernen. Die Menschen seien zunehmend von der Natur entfremdet. Von Jahr zu Jahr beobachte er mehr Kinder, die sich vor den Tieren fürchteten. Durch die Entfremdung würde deren Verhalten falsch interpretiert und wie menschliches Verhalten gewertet. Dem setzt Bauder den Kontakt mit dem Tier und viel Information über seine Art ent-

Blinde Tierpflegerin

John-David Bauder gründete Johns kleine Farm 1996 mit dem Ziel, blinden und sehbehinderten Menschen einen haptischen Zugang zu Tieren zu verschaffen. Drei Jahre zuvor hatte er in England einen blinden Mann im Zoo getroffen und war von dessen Interesse für die Tiere beeindruckt gewesen. Im Garten seiner Eltern in Kallnach richtete der damals 27-Jährige einen Streichelzoo mit 14 Haustieren ein. Daneben arbeitete der gelernte Krankenpfleger im Methadonabgabeprogramm in Bern. Seit 1997 wird der Zoo von einem Verein getragen. Bauder ist von diesem als Betriebsleiter angestellt.

Gemäss den Vereinsstatuten ist Johns kleine Farm aber nicht nur ein Zoo mit tierschützerischen und zoopädagogischen Zielen, sondern auch ein integrativer Arbeitsplatz. Menschen mit einer Behinderung sowie junge Leute mit psychischen Defiziten oder Suchtproblemen können im Zoo arbeiten und eine Lehre machen. Vor sieben Jahren bildete Bauder gar eine fast blinde junge Frau zur Tierpflegerin aus. 2015 wurde der Zoo für den Berner Sozialstern nominiert. (nj)

gegen. «Wenn man nach einem Zoobesuch nicht nach Tier riecht, hat man etwas verpasst», sagt er.

Wildwuchs für Insekten

Allerdings soll der Zoobesuch nicht nur einen Jöh-Effekt erzielen, sondern den Besuchern und Besucherinnen Wissen über Tierschutz vermitteln. Beschwerte sich jemand über die wuchernden Brennnesseln, erklärt ihm Bauder, dass diese Futter für die Insekten seien und diese wiederum für die Fledermäuse und Vögel. «Das Chaotische ist nicht Faulheit, sondern Konzept», sagt Bauder. Denn auf einem sauber gepflegten englischen Rasen lasse sich keine Natur vermitteln. Aber genau das sei das Ziel von Johns kleiner Farm. «Wenn wir die Besucher für Tier und Umwelt begeistern können, sodass sie auf dem Balkon ihre Kräuter für die Insekten blühen lassen, haben wir etwas erreicht.»

Darum legt der Zoo grossen Wert auf Pädagogik. Die Tierpflegerin Melanie Hirschi nimmt eine Gruppe Ferienpasskinder in Empfang und rüstet sie mit Schaufel und Rechen aus. Sie zeigt den Mädchen und Buben, wie sie zu zweit in der Streichelanlage die Kötel der Schafe, Ziegen, Esel, Lamas und Trampeltiere aufwischen sollen. Denn die Kinder helfen putzen, bevor sie mit den beiden weissen Barock-Eseln Raffi und Max einen Spaziergang machen dürfen. «Putzen macht 90 Prozent meiner Arbeit aus», erklärt die junge Tierpflegerin. Derweil kehrt John Bauder in die Futterküche zurück. Einen halben Tag muss er schnippeln, bis alle Tiere ihre Portion haben.